

AW - DJC 1936

er-
im
irde
Die

um
au-
ne,
ern
Sa-
ten
Er-
30,
im
cht
ar
te.
zu

is=
g=
he
g=

is
:r

n
h
r

gesetzten Bedrückungen in ihm erzeugte Haß gegen die Fremden ließ in ihm den Entschluß reifen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Eines Tages, als wieder französische Soldaten nach Weidenbach kommen sollten, um Vieh zu beschlagnahmen, stellte sich der rote Kasper mit der geladenen Flinte an den Kesselfinger Weg in eine Schleife, die noch heute gezeigt wird, auf die Lauer. Bald kam die französische Patrouille angeritten, und mit großer Kaltblütigkeit schöß er den ersten der Reiter vom Pferd herunter. Die anderen machten schleunigst kehrt und ritten fluchtartig zurück. Am nächsten Tage erschien ein starkes Aufgebot von Franzosen in Weidenbach. Eindringliches Verhör in allen Häusern! Aber obwohl jeder um die Sache wußte und die Franzosen kein Mittel unversucht ließen, den Täter in ihre Gewalt zu bekommen, hat doch kein Weidenbacher den roten Kasper verraten.

Der Lehrling *)

Heinrich Lersch

Sechzehn Jahre war Toni, wir wurden Freunde. Er war fast einen Kopf größer als ich, stark und mitten im Wachstum. Er fuhr, als es Frühling wurde, jeden Sonntag heim zu seinen Eltern, die in einem Dorf zwischen Backnang und Marbach wohnten. Trotzdem er seine Kinderzeit auf diesem Dörfchen verbracht hatte und erst zwei Jahre in der Stadt war, entdeckte er, wie ein geborener Städter, die Freuden des dörflichen Lebens. Er war von der Leidenschaft des Reitens besessen. Jeden Montag berichtete er von wilden Ritten über Land, jeden Samstag lud er mich ein mitzukommen, und wenn ich nicht reiten könne, so wolle er seinen Traber in die Chaise spannen und mit mir Fahrten ins Land hinaus machen.

Jeden Sonntag abend erwartete er mich, obgleich ich erst nach Mitternacht aus Stuttgart kam. Er wollte mir die Besuche in Stuttgart ausreden, da gäb's doch nur Trinkereien, liederliche Frauenzimmer und stehlerische Kumpane. Auch die Lante mache sich Sorgen über meine Fahrten in die Stadt. Nachdem er mich wochenlang vergeblich von Stuttgart wegzulocken versucht hatte, wollte er von mir wissen, was ich in Stuttgart von Samstag abend bis Montag früh betreibe.

Hier trennten sich unsere Wege und Seelen. Ich war ja eine Woche lang der verzauberte Prinz im Bärenfell. Am Samstag abend streifte ich die fremde Hülle ab und ging wie ein Königssohn durch die Herrlichkeiten meines Reichums im heiligen Lande der Kunst: Eine Lohengrin-Aufführung — ein Schauspiel von Schiller oder ein Lustspiel von Shakespeare entführten mich aus dem Kreis von Geldverdienen, Nietkolonne, möbliertem Zimmer und kleiner Kneipe. Ich ging durch Gemäldegalerien und Sammlungen, als hätte Stuttgart diese Kostbarkeiten für meine Herrlichkeit alleine zusammengetragen. Im Buchladen stand ich und las selbst- und kaufvergessen Peter Camenzind und das Lanzlegendchen. Junge Dichter nahmen mich mit auf ihre Dachkammer, Theosophen

*) Aus: „Mut und Übermut“, von Heinr. Lersch; Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart/Berlin.

und Gottfucher führten mich in ungeahnte Welten ein. Wie sollte ich diese Entdeckungen und Eroberungen für den kleinen Lehrjungen verständlich ausbreiten? Ich hätte ihm so gerne erzählt, doch mir fehlten selbst die Worte. Konnte ich ihm sagen, daß ich Gedichte schrieb? Ja, ich schrieb wieder Gedichte, wie immer, wenn mich die Stadt im Zehnstundentag und in Fabrikarbeit einsperrte. Ich arbeitete ja nur für den Sonntag und für die Wunder der Kunst, ich sparte für weitere Wanderschaft. Diese Sehnsucht trieb mich ans Papier und ließ mich manche Stunde nach Mitternacht schreiben.

Toni hätte es nicht verstehen können. Seine Sehnsucht ging nach körperlicheren Freuden. So machte ich ein Geheimnis daraus und schwieg auf alle Fragen nach den Besuchen in Stuttgart.

Einmal hörte ich ihn mit seinen Pflegeeltern über mich sprechen. Spät am Abend klopfte er bei mir an und polterte seine Entdeckung aus: Ein Mädchen ziehe mich zur Stadt hin! Ich sei der Liebe verfallen! Onkel und Tante wußten es zwar nicht, aber die Briefe, die immer kämen, verrieten es. Mitflug und zutraulich warnte er mich vor den Frauen. Ich hörte zuerst in seinen Worten die wohlmeinenden Ratschläge der Verwandten, dann klang unverhüllte Eifersucht hindurch, und zum Schluß bot er mir seine unverbrüchliche, treue Freundschaft an. Ich sollte doch nicht in den Schlingen der schlechten Weiber bleiben, ich sollte mich freimachen, und wenn ich tanzen müßte, ja, das könne man zu Backnang und bei den Festen im Dorf.

Als ich ihm nun sagte, daß ich gar nicht zum Tanzen ginge und auch keine Braut in Stuttgart habe, da glaubte er mir nicht. Ich sollte ihm doch die Bilder zeigen, die in den Briefen gewesen sind — und sagen, wer denn das schöne Fräulein sei, das in wunderbarer Verkleidung darauf stehe.

Ich zeigte ihm die Bilder meiner Freunde und erklärte ihm, was eine Oper ist, wie das Spiel mit Gesang und Musik über die Bühne geht. So blieb mir nichts übrig, als ihn einzuladen, um einen Sonntag in Stuttgart bei mir zu sein.

Zwischen Schaudern vor der fremden Welt und kaum gebändigter Neugier erwartete er den Sonntag. Wir trafen in der Buchhandlung meine Freundschaften und gingen zu einem Maler aufs Atelier; wir aßen zusammen und waren zeitig in der Oper. Gounods Faustmusik und die Liebesgeschichte zog mitten durch seine junge Seele. Nachher blieben wir lange im Atelier, aßen Gebäck und tranken Wein. Neben ihm saß ein schwärmerisches Mädchen. Wenn sie auf der Geige die schwermütigen Melodien der Oper nachspielte, mußte ein Licht aus einer roten Ampel den Raum magisch erhellen, damit sie in die richtige Stimmung kam. Was Wunder, das Toni nicht schlafen konnte, als das Fest zu Ende war. Am andern Morgen stand die Sonne schon hoch, als uns der junge Maler weckte; wieder fanden sich die Freunde ein, Toni wurde auf ein Podium gestellt und vom Maler gezeichnet. Um elf Uhr waren wir in den Anlagen und hörten ein Promenadenkonzert an. In einer Gartenwirtschaft aßen wir zu Mittag und gingen dann an den Neckar, legten uns ins Gras und erzählten Geschichten. Ein anderer Maler hatte mit uns die Rollschuhbahn als Treffpunkt ausgemacht; wir sollten mit ihm dort ein Glas Bier trinken. Das war nun ein rechtes Wunder für Toni, zwischen den schön angezogenen, vornehmen Leuten zu sitzen und diesen dahinsausenden Paaren zuzusehen. Zwei Musikkapellen wechselten sich ab, immer war etwas Neues zu sehen: tanzende

Ent-
iten?
e ich
mer,
Ich
parte
mich

ieren
agen

am
chen
ften
und
rten
ifer-
und-
ben,
1 zu

eine
lder
öne

ist,
chts

zier
nd-
und
zog
ßen
enn
ein
die
das
ins
auf
den
aft
nd
als
das
or-
vei
ide

Einzelpaare, Künstlerinnen auf Rollschuhen. Die Freunde hatten sich vorgenommen, uns den Tag so schön wie eben möglich zu machen. Nach einem Abendbrot in einer alten Weinschenke brachten sie uns an ein anderes Theater: „Ein Sommernachtstraum“ stand auf dem Zettel. Toni verstand natürlich nicht, was von einer Sommernacht für ein Theater gemacht werden konnte. Unbeschreiblich, wie sein Staunen mit den Gestalten wuchs, die da auf der Bühne ihr tolles Spiel trieben. Aller Kinderschreck und Märchenspuh, die aus den Erzählungen von Muhme und Ahne in die Waldgründe seiner Heimat- und Jugendseele zurückgedrängt waren, kamen hervor und wurden lebendig. Als ihm eines der Mädchen das Opernglas gab, schauderte er zurück und sagte ganz entsezt: „Das sind ja Menschen! Aber doch keine wie wir!“ Nach der Aufführung holten wir eine Freundin der Geigerin ab, ein junges Ding, das eine kleine Rolle gespielt hatte. Sie begleitete uns mit den andern bis in den Park, dann gingen wir allein durch die Anlagen nach Cannstatt.

Er sprach kein Wort; manchmal sah er mich von der Seite an und blickte schnell wieder geradeaus, wenn ich ihn ansah. Als nun endlich die Laternen zu Ende waren, blieb er stehen. Was ich auch sagte, alles ging an seinem Ohr vorbei. Er drehte sich um und wollte zurück. „Komm mit!“ bat er, nahm mich in den Arm, bettelte und flehte mich an. Ich ließ ihn stehen und ging. Er kam mir nach und hielt mich fest. Endlich begann er zu sprechen, in kurzen, hastigen Sätzen. Ich ließ ihn reden, es dauerte lange, eh' er sein Herz erleichtert hatte. Die Welt sei voll von schönen, jungen Mädchen, er allein habe nur immer Fabrik und grobe Eisenarbeit. Das Mädchen mit der Violine sei doch viel besser als die ganze Fabrik mit allen Hämmern und Maschinen. Auch die schönen Menschen im Theater, all das Zauberwesen — dahin sollten wir nun gehen und nie mehr nach Cannstatt und dem Dorf zurückkommen. Ich sei ein Lump, wenn ich nicht sage, daß das Musikmädchen meine Braut sei, und ein Esel, wenn ich nicht jeden Samstag zu ihr hinginge. Er begriffe überhaupt nicht, daß ich nicht auch an das Theater ginge, wenn ich so gute Freunde da habe. Und Maler werden möchte er auch, dann wolle er immer nur die schönen Frauen so malen, wie sie bei den Künstlern auf den Bildern ständen. Er habe ja keine Ahnung, wie schön die Frauen seien, ja, und all die Musik und das Spiel und die Menschen, all das Glückliche solle er nun vergessen, und es solle alles nur ein Traum gewesen sein?

Ich versprach ihm, ihn noch einmal mitzunehmen, wenn er jetzt brav mit nach Hause ginge. Ich müsse ja auch gehen. Ihm zuliebe ginge ich ja heut mit heim, sonst wäre ich morgen mit dem Frühzug erst nach Cannstatt und zur Arbeit gefahren.

Er zog getreulich mit, es war, als könne er sich nicht von Stuttgart trennen. Er war wirklich wie betrunken, ein Rausch verwirrte ihm die Sinne und die Seele. Er ging jetzt durch diese Sommernacht wie durch des Dichters Spiel. Als wir an eine dunkle Stelle kamen, sahen wir Liebespaare, stille und laute, auf Bänken sitzen: manchmal zwei und drei Paare, die, umschlungen, die Welt und uns nicht mehr sahen. Da, mitten im Mondlicht stand wieder ein Pärchen, es tat die Gesichter nicht voneinander, als wir mit harten Schritten vorbeimarschierten; so oft sich Toni umsah, so oft sagte er: „Sie küssen immer noch!“ Wir gingen wieder in den Baumschatten, sahen über den Wiesen das silberne

Mondlicht, hörten von ferne Musik; es war so zauberhaft still, daß ich es als eine Wohltat empfand, als Toni durchs Gras ging. Unsere Schritte störten auch mich in meiner Träumerei. Plötzlich warf er sich lang ins Gras hin, kroch unter einen Busch und sagte leise: „Oh ich nach Cannstatt geh' und nicht einmal weiß, was es mit Frauen und Küßen auf sich hat, dann, ja dann will ich hier lieber liegen bleiben und sterben, oder lieber in Stuttgart ins Gefängnis als noch einmal in die Fabrik.“

Ich wollte ihn hochreißen und mitnehmen. Er redete. Jetzt wisse er auch um die Geheimnisse auf seinem Dorf, und jetzt wisse er auch, warum er solange um die Veronika gestrichen sei — die hätte jetzt einen Förstersmann zum Schatz, wo er doch genau so gut ihr Schatz sein könne. Er gehe aber nicht nach Amerika wie sein Bruder, dem die Braut gestorben sei und der wie verrückt nach ihr geweint hat. Er habe auf den Bildern bei dem Maler gesehen, daß sie alle gleich seien, die Mädchen. Ich müsse ihm doch sagen, warum die Menschen sich so verrückt benehmen wie die Liebespaare im Park — so was täte man auf dem Dorfe nicht. . . .

Ich versprach ihm, es ihm zu sagen, wenn wir in Cannstatt und ausge schlafen wären, ich versprach ihm die Sterne vom Himmel; es nützte nichts. So legte ich mich neben ihn ins Gras, sah in den mondhellen Himmel, über die weiten Wiesen, auf denen einsame Bäume lichtübergossen, wie im Traum standen. Der Geruch von Heu und Wiese betäubte auch mich. Ich wehrte mich auch nicht mehr gegen die Erinnerungen, ich schlug den kommenden Arbeitstag aus dem Sinn. Ach, wir waren ja beide Königsöhne und suchten beide eine Königstochter.

Der nächtliche Park war zum Paradies der Liebe geworden. Die Nachtigallen tönnten aus dem Dunkel der Büsche, Glühwürmchen zogen goldene Fäden durch die Luft — auf dem Weg neben uns gingen die Menschen umschlungen vorüber. Durch eine Lichtung wallten die Töne eines Konzertes. Die Pflanzen strömten Blütengeruch in die tauige Kühle.

Die Vögel wußten sich auch nicht zu helfen, sie schrien in die Nacht hinaus, indes ich mich in den Handballen biß, weil ich nicht wie der Toni einfach losweinen konnte. Nun mochte ich auch den schönen Mond nicht mehr sehen, ich legte den Arm auf die Augen. Da wurde es mir gleich anders. Der Baum inmitten der Mondwiese war kein Baum mehr, er war eine Frau und war das Fräulein mit dem Heimweh. Es war mir nachgekommen, um meine Stimme zu hören. Ich wollte sie nicht beschämen und sie anreden. Darum wandte ich mich zu Toni herüber und legte meinen Kopf auf seinen Arm. Nun konnte ich sie noch besser sehen. Sie stand da, als schaute sie auf die Stadt, sie hielt aber nur ihr Ohr mir entgegen. Und nun erzählte ich Toni, was ich von den Mädchen und der Liebe wußte. Ich sagte es so leise, daß die Nachtigallen nicht einmal erschrafen; ich wußte, meine Worte wurden von den Liedern der Vögel zu ihr hingetragen. Ich erzählte Toni die traurige Geschichte meiner Kinderliebe von dem kleinen, kranken Mädchen, dem ich in der Arbeit beistand und die ich überall und immer beschützte, weil sie so zart war und sich nicht helfen konnte. Ich erzählte, wie ich durch ihre Freundschaft glücklich geworden bin, ich erzählte ihm, wie sie immer an mich dachte und immer dann zu Haus weglief, wenn ich eine Stunde frei hatte und am Waldrand hinter ihrem

Haus hin und her ging. Die Liebe hatte ihre Augen und Ohren so scharf gemacht, daß sie mich überall, wo ich auch war, sah und hörte. Einmal transportierten wir einen schweren Kessel — mein Vater hatte mir befohlen, den Schlufkloß auf den Rollen immer fest nachzuschließen. Ich stand zwischen Kessel und Heizraumwand. Da, auf einmal, hörte ich meinen Namen, es war die Stimme der Freundin: „Komm schnell, schnell hierhin!“ schrie sie. Ich ließ den Schlufkloß liegen und rannte voraus, da packte mich mein Vater: „Lump, willst du wohl auf deinem Posten bleiben — soll der Kessel zur Seite schlagen?“ Er gab mir einen Stoß und eine Ohrfeige, daß ich wieder in den Gang flog. Sofort hörte ich wieder zwischen all dem Lärm die Stimme der Geliebten: „Komm!“ Sie muß Tor stehen, dachte ich, sie wartet. Mit einem Sprung sauste ich am Vater vorbei; kaum war ich hinter ihm, da krachte es — der Boden unter den Bohlen hatte nachgegeben, der Kessel schlug hinunter, fiel an die Heizraumwand, und wenn ich dageblieben wär', hätt' er mich totgequetscht. Was war da? Die Rollen lagen auf dem Gewölbe eines alten Kellers, von dem kein Mensch mehr wußte. Da hat mir der Vater die Ohrfeige abgeben, und als ich abends zu meiner Freundin kam, sagte die Mutter, Rosa hätte den ganzen Nachmittag Angst gehabt und um vier Uhr ganz heftig meinen Namen geschrien. . . .

So schön und stark sei die Liebe, daß sie durch Mauern und Städte hinzieht, um bei dem Geliebten zu sein. Ehe sie starb, sagte sie, wenn ihr Leib begraben sei, würde ihre Seele als ein Schutzgeist mich umgeben, sie würde mich behüten immerdar und überall. Sie würde mir auch das Mädchen zuführen, das mich wahrhaftig glücklich mache.

Und so sollte ich erst ein Mann werden, stark und gewaltig, sollte erst die Welt ansehen, die Erde mit den Gebirgen und das Meer mit Stürmen und Gefahren. Ich solle nur keine Angst haben, wenn ich mich in ein Mädchen verliebe. Nur nicht zu früh mich in Dummheit und Schwäche binden. Einmal schwach geworden, käm' ich nicht mehr los. Dann säß' ich als armer Mann in einem armen Haus und müßte für meinen armen Haushalt sorgen, währenddessen draußen das große Glück stehe. Darum solle auch er, Toni, warten, ausharren, kämpfen, leiden, dulden. Irgendwo steht ja auch seine große, schöne Geliebte, die vom Anbeginn der Tage für ihn geschaffen ist. Und sie steht und wartet auf den Mann, den Helden, der alle Kämpfe siegreich bestanden, der in allen Gefahren Herr und Meister geblieben ist. Ja, und in ihr, der Geliebten, sei die gleiche, große, wilde Kraft. Wenn diese Geliebte kommt, dann hat das Leid der Welt keine Gewalt mehr; dann gehen Geliebte und Geliebter sich an und erkennen sich: „Ja, das bist du!“ „Das bist du ja!“ Und was dann kommt, das ist so schön voll Glück und Freude, wie vorher alles weh und schwer von Leid und Elend war. Ja, für jeden Jungen ist so eine Geliebte unterwegs, die ihn so reich und glücklich macht, daß alle Schätze der Erde arm sind. Alle Schönheit der Welt ist ein grauer Schatten gegen die Liebe der Geliebten, die für dich auserkoren und bestimmt ist. Ja, und das muß darum sein, damit die Helden in der Welt nicht aussterben. Solche Männer und Frauen sucht der allmächtige Gott sich aus, um in ihnen weiterzuleben und zu schaffen; denn Gott ist das größte Glück, und Gott will nur in den zwei Menschen glücklich sein, die den Kampf mit der Erde bestanden und das Leid überwunden haben.

Dann will Gott sich in ihnen weitersäen, er will, daß glückliche Kinder neu geboren werden, Kinder, aus denen wieder Helden werden können, die wieder Kraft zu großen Taten und großem Glück haben. . . .

Dazu sucht Gott sich die Starken aus und die, denen das Leid Schwielen in die Seele gemacht hat, damit sie keine Schmerzen mehr fühlen. Ja, und jetzt fängt der gewaltige Gott auch in dir, Toni, an. Du mußt dich jetzt stellen und prüfen, ob du Leid ertragen kannst, ob du ein Mann werden willst. Läßt du dich gehn und treiben, so bleibst du ein schlapper Kerl, der hinter jedem Weib, um Glück bettelnd, herläuft, die erste verläßt, um die zweite vergebens zu suchen. Ich, dein Freund, habe schon so vielen Frauen getrotzt, der schönen Geigerin auch, und ach, da und da überall. . . . Aber einmal, da wird die wahre, einzig Geliebte kommen! Dann beginnt das Glück!"

Ich schwieg, ich hatte mich selbst in Rausch und Traum gesprochen.

Als ich nach dem heimwehkranken Fräulein sehen wollte, stand der Baum wieder groß und rund über der Wiese. Der Nebel bedeckte die Erde. Toni hielt den Arm um meinen Nacken und drückte meine Hand. Immer noch sangen die Nachtigallen, der Mond wanderte über die Bäume, die Sterne stiegen auf. Toni schlief. Ich war nicht müde. Ich war glücklich, daß ich weder in Stuttgart bei Freunden noch in Cannstatt im Bett lag. Ich lag wieder einmal eine Nacht unter den Sternen, auf der Erde, bei den Bäumen, im Gras.

Das Glück der Erde durchzog mich und ließ mich stille sein. Ich dachte an das Meer, das blaue Mittelmeer, an dessen Strand die weißen Wogenkämme flogen und die Nächte wärmer sind als hier. Wo die Häuser wie Marmorpaläste stehen, die steilen Zypressen ragen, die Pinien und Palmen vor dem blauen Himmel stehn. Den ganzen Sommer und Herbst würde ich schaffen und sparen, dann, im Winter, nach Italien wandern.

Der Morgen kam, ich stand auf, es wurde frisch. Ich rüttelte Toni wach, er strich sich den Schlaf aus den Augen. Wir trabten auf Cannstatt zu, wurden lustig und kamen zur Zeit ins Haus; die Tante hatte den Kaffee fertig, wir frühstückten und gingen zur Fabrik.

Am nächsten Sonntag fuhr ich mit ihm aufs Dorf. So oft wir auch lange Wege allein gingen, abends durch die stillen Wälder und den frühen Morgen zur Bahn hinunter: Nie mehr frug er mich nach den Frauen, nie mehr nach den Freunden in Stuttgart; stumm litt er sein Wachstum.

Oft war ich wochenlang zur Montage und auswärtiger Arbeit, kam nur Sonntags zurück und ließ ihn viel allein. Er frug auch nie nach dem, was ich schrieb; seine größte Freude war, wenn ich mit ihm aufs Dorf fuhr und mich dort vergnügte.

Nun waren wir auch wieder in der Fabrik zusammen; ich lehrte ihn manches, was ich zu Hause erlernt, und er nahm mir gern die Kleinigkeitsarbeiten ab. Nur einmal erinnerte er mich an den Tag, an dem unsere Freundschaft begann. Wir trugen zu viert einen schweren Boden in die Schmiede. Ein Träger stolperte, der Boden schlug an einen Klotz, der fiel um, und Toni hielt für einen Augenblick die Zentnerlast verdoppelt schwer, bis ein anderer hinzugesprungen kam. Als er die Hände vom Boden tat, blieben Haut- und Fleischsegen dran kleben, der Schlag hatte sie abgerissen. Es war eine schlimme Verletzung, wir entsetzten uns im ersten Augenblick und sahen nach des Jungen Gesicht. Zu

fasten in ringendem Atem. Niemand hatte mir gesagt, wie er ins Unglück geraten, aber ich sah: die Blechwalze, und im nächsten Augenblick: Zahnräder. Um Mittag starb er, nachdem er fünf Tage gelegen, von der ersten Stunde an erwartete man seinen Tod.

Mit dem Vater ging ich in die Fabrik zurück. Auch er wollte sehen, wie sein Sohn zu Tode gekommen.

Die Kollegen wunderten sich nicht, daß ich kam. Sie gingen mit an die große Walze. Die Maschine sei im langsamen Gang leergelaufen. Ob er, um nach der Blechkante zu sehen, den Kopf zu nah ans Getriebe gebracht habe, ob er ausgerutscht und hineingefallen — niemand konnte es sagen. Nur der Meister hatte gesehen, wie der Junge auf einmal hastig in die Maschine schlug und wie im selben Moment die Umstellung einsetzte, die Zahnräder im umgekehrten Gang zurückliefen und das Gesicht des Jungen losließen. Nur eine Sekunde lang hätten ihn die Räder gehalten. Aber diese Zeit genügte, um alles Fleisch vom Gesicht zu reißen und alle seine Knochen zu zerbrechen. Sie wunderten sich, daß der Junge dann noch fünf Tage leben konnte, trotzdem ihm die Maschine das Gesicht abgebissen.

Nun war ich wieder einmal in Stuttgart, doch ich mochte nicht bleiben. Toni wurde auf seinem Dorf begraben. Ich fuhr mit ihm, seine geliebten Pferde wunderten sich, daß sie nicht seine Stimme hörten; mir war, als spitzten sie die Ohren, wenn der Vater „Toni“ sagte. Nach dem Begräbnis stand ich auf der wunderbaren hohen Straße und sah in das herbstliche Tal. Italien! Italien! rief es vom Süden her. Ich sah das Totenmaar im grauen Novembernebel, sah die Wacholder wie Totenbäume. Ich sah den Schwarzwald in seiner majestätischen Ruhe und hörte den Rhein durch die Felsen rauschen. Aber nur kurze Zeit hatten die großen Bilder der Natur Gewalt über mich. Immer wieder sah ich den Jungen mit den zerschundenen Händen den Boden aus der Schmiede tragen. Sah sein Lächeln, seine erste Mannhaftigkeit und hörte ihn in der abendlichen Dunkelheit sagen, daß er für den ersten Ruß der Geliebten alles ertragen könne.

Und er war erst sechzehn Jahre!

Das Naturschutzgebiet des Realgymnasiums Alhrweiler-Bad Neuenahr

Studienrat W a g n e r

Als nach dem unseligen Ausgang des Weltkrieges mit seinen schlimmen Auswirkungen der Naturschutzgedanke allenthalben in deutschen Gauen einen neuen Aufschwung erlebte, konnte sich unser schöner Ahrgau nicht ausschließen, galt es doch auch hier, manches zu retten, was bedroht war, und besonders unserer heranwachsenden Jugend neuen Sinn für Naturschönheit einzupflanzen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß gerade zu jener Zeit, im Jahre 1929, der große Vogelfenner und -freund Freiherr von Berlepsch in Bad Neuenahr zur Erholung weilte; er war der erste, der das in Frage kommende Gelände besichtigte